Unterhaltungs-Beilage

des

„Berliner Lokal-Anzeiger."

Nummer 117. Sonntag, 22. Mai 1910. 28. Jahrgang.

Die Hand in den Flammen.

Roman von Robert Kohlrausch.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Er hat noch viele Wochen krank gelegen und sich nur langsam erholt. Ganz gesund ist er überhaupt niemals mehr geworden. Er hat noch ein paar Jahre gekränkelt, dann ist er auch gestorben. Gram und Sorgen, an denen kein Mangel war, haben meine Cousine gleichfalls vor der Zeit alt und krank werden lassen. Tereja, die zuerst nach dem Tode ihres Vaters eine Klosterschule besucht hat, mußte wieder nach Hause zurück, um die Mutter zu pflegen, die durch ein schweres, inneres Leiden fast unaufhörlich die heftigsten Schmerzen litt. Schließlich war ihr nur durch Morphium Ruhe zu schaffen, und in halber Bewußtlosigkeit ist sie vor etwas mehr als einem Jahre hinübergegangen. Von dieser Krankheit stammt höchstwahrscheinlich noch das Morphiumfläschchen, das wir gestern bei meiner Nichte fanden."

„Die arme, junge Gräfin! Sie hat offenbar noch nicht viel Freude von ihrem Leben gehabt. So einsam zurückzubleiben, ist schrecklich. Oder hatte sie noch andere Verwandte, die sich ihrer annahmen in dieser schweren Zeit?"

„Einen Onkel hat sie noch, einen Bruder ihres Vaters, der damals bei der Krankheit der beiden Grafen auch telegraphisch hierherberufen wurde. Soviel ich weiß, ist er aber zu spät gekommen und hat seinen Vater nur als Leiche wiedergesehen. Jetzt lebt er als reicher Mann in Deutschland; um Tereja hat er sich niemals gekümmert. Ich habe sie gleich nach dem Tode ihrer Mutter zu mir ins Haus genommen. Sie war mir immer ganz besonders lieb, und wohin hätte ich solch ein junges, nur in der Pflege einer Kranken erfahrenes Wesen auch bringen sollen?"

„Wenn ich all das Traurige in Betracht ziehe, das ich da eben von Ihnen gehört habe, scheint es mir nicht unmöglich, daß die lange Krankheit und der Tod ihrer Mutter die junge Gräfin dauernd so sehr in ihrem Nervensystem erschüttert haben, um ihren eigenen Widerwillen gegen das Leben zu erklären."

„Das ist möglich", antwortete Ruffini so rasch, daß es Bruckner schien, als wenn ihm diese Deutung ganz besonders willkommen wäre. „Ich glaube, daß Ihre Seelendiagnose auch in diesem Falle wieder richtig ist, Herr Doktor."

Der Arzt erhob sich, um noch ein paar Höflichkeitsworte des Dankes für die bereitwillig erteilte Auskunft zu sagen und zu gehen; aber das Gespräch wurde durch ein Klopfen an der Tür und gleich darauf durch den Eintritt eines der Schreiber unterbrochen, der nach einem wichtigen Aktenstück für einen draußen wartenden Klienten fragte. Da sich das Gesuchte nicht gleich fand, war der Advokat genötigt, für einen Augenblick mit in das Vorzimmer zu treten, und Bruckner blieb allein.

Er benutzte die Zeit, um sich Ruffinis Arbeitszimmer in Ruhe genauer zu betrachten, als es bisher unter den Augen des Besitzers möglich gewesen war. Aber das Gemach wußte nichts auszuplaudern. Es war, seinem Zweck entsprechend, ganz einfach, beinahe streng in der Ausstattung; den einzigen Wandschmuck bildete ein Porträt des regierenden Königs. Was Bruckner zunächst interessierte, war der weiße Marmorkamin, der gerade gegenüber von der Eingangstür die grün bemalte Wandfläche unterbrach. Die Verwundung an Teresas Hand hatte dem Arzt verraten, daß nur die Berührung mit brennendem Holz oder glühenden Kohlen sie verursacht haben konnte, und wenn auch kein bestimmter Grund für die Annahme vorhanden war, daß gerade hier die Gräfin sich verletzt hatte, so fühlte Bruckner doch ein eigentümliches Interesse für die Feuerstätte in diesem Kamin. Tot und schwarz lag sie augenblicklich da, weil das Zimmer durch die Morgensonne zurzeit genügend erwärmt wurde. Schlacken von ausgeglühten Kohlen verrieten aber, daß vor kurzer Zeit, vielleicht am vergangenen kühlen Abend, hier ein Feuer gelodert hatte. Ganz hinten in den sonst leeren Winkeln der Kaminöffnung meinte Bruckner auch ein paar leichte, hellgraue Fetzen von verbranntem Papier liegen zu sehen, und er beugte den Kopf ein wenig, um diese Spuren genauer zu betrachten. Plötzlich aber vernahm er die Stimme Ruffinis hinter sich, der die Tür zum Vorzimmer wohl nur angelehnt gelassen hatte, um wieder eingetreten und auf dem Teppich ganz geräuschlos herangekommen war.

„Mein Kamin scheint Sie ja sehr zu interessieren, Herr Doktor!" Lachend sprach der Advokat die Worte, doch in seinen Augen war nichts von Heiterkeit, als Bruckner, hastig sich umwendend, hineinschaute. Der Arzt war ein wenig erschrocken über die unerwartete Anrede, seine Sicherheit im Verkehr mit Menschen aber war groß genug, um ihn vor einer unbedachten Aeußerung zu schützen, und ein Lächeln auf seinem Gesicht schien echter als Ruffinis Lachen.

„Ich dachte, als ich hier stand, unwillkürlich an einen anderen Kamin, auf dem ich vor einer halben Stunde Ihr Bild gesehen habe."

„Wo kann das gewesen sein?"

„Bei der Marchesa Mezzara."

„Ah, Sie kennen die Marchesa?"

„Gewiß, ich bin ihr Hausarzt."

„Wahrhaftig, sie muß mit mir von Ihnen gesprochen haben. Schon gestern, als ich im Adreßbuch nach einem Arzt hier in der Nähe suchte, schien Ihr Name mir bekannt. An unser Begegnung beim Grafen Altieri erinnere ich mich, offen gestanden, ziemlich dunkel, aber die Marchesa hat Sie mir einmal empfohlen, das ist mir jetzt ganz gewiß."

„Ich bin der Marchesa dafür sehr verbunden. Sie waren ein Freund ihres verstorbenen Gemahls, wie sie mir sagte."

„Das Wort Freund ist wohl ein wenig zu viel für unsere Beziehungen, aber wir kannten einander gut, und nach dem Tode Mezzaras hat seine Witwe mich als ihren Sachwalter und Ratgeber angezählt. Ich hatte das Glück, ihr auch in Geldangelegenheiten mehrfach einen guten Rat geben zu können. Durch eine veränderte Anlage ihrer Kapitalien hat sie die Bezüge daraus um ein Drittel ungefähr steigern können, und auch den reichen Leuten ist solch ein Profit schließlich nicht unangenehm."

„Da hat die Marchesa in der Tat allen Grund, in Ihnen einen Freund zu sehen, Herr Rechtsanwalt. Aber jetzt muß ich gehen, meine Patienten warten. Ich werde mir erlauben,